

Editorial

Spiegel, Mosaik, Verschiebungen: Zur ersten Ausgabe von *Mirrors & Mosaics*.

Wenn eine neue Zeitschrift mit dem Anspruch antritt, intersektionale und interdisziplinäre Perspektiven studentischer Forschung sichtbar zu machen, stellt sich unweigerlich die Frage, was eine solche Plattform leisten kann – und was sie vermeiden muss. Die Antwort liegt in der Praxis der hier versammelten Arbeiten selbst. Die drei Beiträge dieser Eröffnungsausgabe verhandeln, jeder auf seine Weise, ein Grundproblem geistes- und kulturwissenschaftlicher Hermeneutik: die Verführungskraft etablierter Deutungsraaster und die analytische Arbeit, die nötig ist, um sich ihrer zu entziehen, ohne in neue Schematismen zu verfallen.

Tim Schneiders Lektüre der Madagascar-Reihe legt die queere Codierung des Franchise frei, indem sie die Filme entlang dreier Achsen – Körper, Räume, Beziehungen – als Verhandlungsfeld zwischen Sichtbarkeit und Disziplinierung liest. Der Beitrag macht sich die Begrifflichkeit des *Non/Human* und das Konzept der *plasmaticness* produktiv zunutze, um zu zeigen, wie das Animationsmedium selbst zum Träger queerer Fluidität wird. Bemerkenswert ist dabei, dass die Analyse die Affirmation queerer Subtexte nicht von ihrer Kritik trennt: Die *Wildnis* als Refugium queerer Existenz wird ebenso herausgearbeitet wie die problematische Kopplung von Queerness an Raubtierhaftigkeit, die das erste Franchise-Kapitel letztlich in eine Reaffirmation heteronormativer Räumlichkeit überführt. Hier zeigt sich exemplarisch, was eine intersektional sensibilisierte Lektüre populärer Narrative zu leisten vermag.

Der Beitrag Simone Hirschmanns zu Hoffmanns Sandmann verfolgt eine andere, methodisch ebenso instruktive Bewegung, die Demontage einer Forschungstradition, die Clara und Olimpia in den vertrauten Dichotomien Aufklärung/Romantik, Vernunft/Gefühl, Bürgerlichkeit/Künstlertum stillstellt. Die Arbeit zeigt, wie selektive Zitation und die unkritische Identifikation mit Nathanaels Wahrnehmungsperspektive, also gerade jener Instanz, deren Unzuverlässigkeit der Text selbst vorführt, zu einer interpretatorischen Schiefelage führen, die patriarchale Zuschreibungen reproduziert, statt sie zu reflektieren. Indem die Verfasserin Clara als Verkörperung einer integren Kunstauffassung und Olimpia als Satire mechanistisch-projektiver Weiblichkeitsideale liest, eröffnet sie zugleich einen feministischen Zugang zum Text, der sich aus der philologischen Arbeit am Detail entwickelt.

Florian Felkls historiografische Studie zu Wanderausstellungen im Bayreuth des frühen 20. Jahrhunderts ergänzt diese textanalytischen Perspektiven um eine quellenkritisch fundierte Lokalgeschichte des kolonialen Blicks. Die Differenzierung zwischen ~~exotischer~~ Unterhaltung und kolonialer Bildung als Spektrum statt als Dichotomie, die genaue Rekonstruktion der Selbst- und Fremdzuschreibungen im Fall der Familien Jackson/Leyseck, sowie die Aufmerksamkeit für die Rezeptionsasymmetrien zwischen Werbeversprechen und lokaler Wahrnehmung machen den Beitrag zu einer Studie, die exemplarisch zeigt, wie koloniale Strukturen sichtbar gemacht werden kann. Dass Schwarze Akteurinnen wie Thea Leyseck dabei nicht ausschließlich als Opfer rassistischer Vermarktungslogiken, sondern auch als strategisch

handelnde Subjekte innerhalb dieser Logiken erscheinen, ist eine analytische Differenzierung, die der Komplexität des Materials gerecht wird.

Drei Beiträge, drei Disziplinen, drei Diskriminierungskategorien im Fokus und doch ein gemeinsames methodisches Anliegen, das sich am ehesten negativ formulieren lässt: das Misstrauen gegen die schnelle Subsumption, gegen das Einordnen in bekannte Schemata, gegen die Versuchung, ein Material zu zähmen, das in seiner Widersprüchlichkeit gerade interessant ist. Schneider widersteht der Versuchung, Madagascar entweder als progressive queere Repräsentation zu feiern oder als heteronormatives Disziplinierungsprogramm abzulehnen. Hirschmann widersteht der Versuchung, Hoffmanns Frauenfiguren in epochengeschichtliche Container zu sortieren. Felkl widersteht der Versuchung, die Bayreuther Ausstellungen entweder als bloße Vorläufer expliziter Völkerschauen zu lesen oder ihre koloniale Gewalt durch lokale Nuancierungen zu relativieren.

Intersektionalität als analytisches Programm, nicht als Etikett, verlangt genau jene Bereitschaft, die festen Achsen der Kategorisierung als bewegliche Konfigurationen zu denken, die in konkreten historischen, medialen und textuellen Situationen unterschiedlich ineinandergreifen. Die hier versammelten Arbeiten erfüllen den Anspruch des Journals also nicht zuletzt deshalb, weil sie eine Diskriminierungskategorie ins Zentrum stellen, ohne die anderen aus dem Blick zu verlieren.

Mirrors & Mosaics möchte ein Ort sein, an dem solche Arbeiten erscheinen können. Die Metapher des Titels ist programmatisch zu lesen: Spiegel verweisen auf das, was eine Analyse über sich selbst und die eigene Standortgebundenheit lernt, wenn sie ihren Gegenstand ernst nimmt; Mosaik auf das Zusammensetzen disparater Perspektiven zu einem Bild, das gerade durch seine sichtbaren Fugen bedeutsam wird. Beide Bilder erinnern daran, dass die Arbeit, die wir hier veröffentlichen, nicht in der Bestätigung bereits gewusster Wahrheiten besteht, sondern in der präzisen, oft mühevollen Verschiebung dessen, was als selbstverständlich gilt.

Wir danken den Autor*innen für ihre Beiträge und allen, die das Erscheinen dieser ersten Ausgabe mitgetragen haben. Die Zeitschrift versteht sich als offenes Projekt: Rückmeldungen, Kritik und vor allem weitere Einreichungen sind ausdrücklich erwünscht.

Die Redaktion